

Caroline Steiner

am Ende. beginnen

auf dem Pilgerweg von Irún nach Santiago



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlag-Grafik: Doris Parolo

Fotos: Caroline Steiner

ISBN 978-3-945542-31-6 (Print)

E-ISBN 978-3-945542-30-9 (ePUB)

© LöwenStern Verlag Renate Wettach

Frankfurt am Main 2019, 2. Auflage

Druck und Bindung: BoD – Books on Demand, Norderstedt

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck und Verwendung, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung des LöwenStern Verlags.

Verlag, Redaktion, Herstellung, Design & Layout:

Renate Wettach, LöwenStern Verlag,

Weckerlinstr. 4, 65929 Frankfurt am Main

Telefon: +49 152 34332590

E-Mail: geschaeftsfuehrung@loewenstern-verlag.de

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer gemäß

§27a Umsatzsteuergesetz: DE291558368

www.loewenstern-verlag.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	7
Einleitung	9
Baskenland.....	11
Kantabrien.....	59
Asturien.....	107
Galicien.....	163
Santiago.....	229
Autorenprofil	237

Vorwort

Ich schildere meinen Pilgerweg. Fast 60 Jahre alt bin ich allein von Irún nach Santiago gegangen.

Am 24.09.2017 ging ich traurig und erschöpft los.

Nach vier Wochen voller Staunen, Schmerzen, Weinen, Lachen, Jammern, Amüsieren, Fürchten und Freude kam ich am 22.10.2017 in Santiago an.

Ich habe meine Erlebnisse aufgeschrieben, um andere Menschen, gerade auch aus meiner Altersgruppe, gerade auch Frauen, auf diesen Weg zu locken. Sie zu ermutigen, Zweifel, mangelndes Selbstvertrauen oder sogar Angst zu überwinden. Um Ihnen Lust und Mut zu machen, das Glück dieses Abenteuers zu wagen.

Caroline Steiner
April 2019

Einleitung

Es gibt einen Pilgerweg nach Santiago, fand ich fast zufällig heraus, der zum größten Teil, ungefähr 600 km, am spanischen Atlantik, also immer an einem Meer entlang führt, wie wunderbar! Das ist, was mir helfen kann, dachte ich, denn außerdem sollte er einsamer sein als der Camino Françes, dessen legendärer Ruf mich einschüch-terte. Und er würde durch überwältigende Natur verlaufen: der Camino del Norte.

Natur, Meer, Einsamkeit, Zeit.

Nach mehr als fünf harten, dunklen und schweren Jahren brauchte ich genau das, sagte mir eine eindringliche Stimme. Entsetzen und Verzweiflung, ausgelöst durch den Suizid meines Mannes lagen hinter mir, die Bewältigung des damit einhergehenden finanziellen Zusammenbruchs und furchtbare Sorgen um die damals minderjäh-rigen drei Kinder. Jahrelange verzweifelte Anstrengungen, ihnen eine Stütze zu sein, sie vor dem Fallen in den Abgrund ihres seelischen Schmerzes zu bewahren – innerlich selbst so zerstört, wie ich war. Als Überlebende war ich Verdächtigungen und Angriffen von Gläu-bigern ausgesetzt gewesen, ein nach Jahren verlorener Gerichtsstreit hatte mich zusätzlich zermürbt. Unser Haus hatte verkauft werden müssen, drei weitere Todesfälle in der engsten Familie hatten große Trauer gebracht, berufliche Anforderungen waren höher und höher geschraubt worden. Schließlich die Krankschreibung wegen Burn outs.

Die äußeren Umstände hatte ich in ein Lot bringen können, es gab für uns alle wieder einen tragfähigen Rahmen – aber in meinem Inneren musste alles noch sein Gleichgewicht finden. Auch wollte ich für meinen Mann, der sich so viele Feinde gemacht hatte, über den so viele Menschen nur voll abfälligen Zorns redeten und dachten – für meinen Mann, den Vater meiner Kinder, wollte ich an einem heiligen Ort eine Kerze anzünden. Damit, so hoffte ich, könnte ich

diese Phase meines Lebens endlich beenden und irgendwie irgend-
etwas neu beginnen. Anspruchslosigkeit hatte ich gelernt, meinen
Lebenswillen bewahren können, und Zeit stand zur Verfügung: So
beschloss ich also, den Camino del Norte nach Santiago zu pilgern.

Ein Großteil der Ausrüstung wurde mir von Freundinnen geliehen,
und Freunde fuhren mich auch am Sonntag, dem 24.9.2017 (Brief-
wahl für mich) von Capbreton an den Bahnhof in Irún.

Dort beginnt der Camino del Norte, und um 15h11 ging ich los.

Natur, Meer, Einsamkeit, Zeit.

Baskenland

I. Sonntag, 24.09.: Irún – Pasai Donibane

Alles ist so, wie es sein soll, ich habe die Wanderschuhe eingelaufen, ein Tagebuch, das Übliche an Kleidung, Wanderstöcke – alles habe ich dabei, und am Rucksack hängt eine Muschel. Mein Pilgerpass liegt oben im Rucksackdeckel, Cordula Rabes Wanderführer¹ steckt zusammen mit der Brille griffbereit in der rechten Seitentasche, in der linken der Fotoapparat und die auffüllbare Wasserflasche.

Wie unwirklich: Aus einer belebten Stadt führt der Weg ganz plötzlich links durch Wohnblocks hinein in eine Art grünes Marschland – schon bin ich „auf dem Camino“. Guten Mutes schreite ich voran, die Sonne scheint, die Markierungen, also die gelben Pfeile, sind zu finden. Es ist Sonntag, mir begegnet in dieser Ebene der vereinzelt Schrebergärten und Entwässerungsgräben kaum jemand. Im sanften Wind raschelt das Schilf neben mir, sonst höre ich nur meine Schritte. Dann lerne ich die richtige Interpretation der Pfeile, auch durch Trial and Error, und es ist ein beglückendes Gefühl, dass der Weg für mich fürsorglich vorbereitet worden ist, dass hilfsbereite Menschen damit gerechnet haben, dass ich vorbeikommen und den Camino suchen würde. Ich bin nicht allein, sondern werde geführt. Diese Obhut begleitet mich die gesamte Strecke entlang, stützt und bestärkt mich.

Nach einer langen Etappe durch sonnenbeschiene Felder, Weiden und wenige Häuschen erhebt sich vor mir abrupt eine steile und steinige Steigung, vor der der Wanderführer auch warnt. Plötzlich bekomme ich Angst, ich könnte ausrutschen und mir etwas brechen, und der Rucksack verhindert ja eine schnelle, rettende Reaktion. Ich frage mich, was dann wohl passieren würde, denn wie gesagt,

1 Cordula Rabe, Jakobsweg, Rother Wanderführer, München, 3. Auflage 2015

mir ist schon länger niemand mehr begegnet. Keuchend und ächzend – merkwürdigerweise widerstrebt es mir plötzlich zu fluchen, also lasse ich es – schaffe ich den mühsamen Anstieg aber irgendwie und mache dann meine erste Pause. Ich lege den Rucksack ab, setze mich auf die Böschung, trinke Wasser, wische mir den Schweiß ab und schaue um mich. Ein kleines geliehenes Funktionshandtuch mit praktischem Karabinerhaken hängt außen am Rucksack, es lässt sich schnell abnehmen.

Diese Anstrengung hat meine Euphorie gedämpft, denn in der Vorstellung, die ich vom Camino hatte, gab es keine überfallartig lauernerde physische Kraftprobe. Ich hatte mich im schlimmsten Fall auf stetiges, stundenlang durchzuhaltendes Gehen eingestellt – mit solch einem Survival-Training hatte ich nicht gerechnet!

Also weiter. Rucksack wieder auf den Rücken und los. Irgendetwas bewegt mich, mich noch einmal umzudrehen, und ich lerne meine erste Lektion: **Immer nochmal umdrehen, bevor man einen Rastplatz verlässt!** So kann ich meine Wasserflasche und das kleine Handtuch retten.

Ich lange beim Santuario de la Virgen de Guadalupe an. Dort kann man zusammen mit einigen Touristen, die in ihren Autos hochgefahren sind, auf einer Mauer sitzend den Blick in die Weite genießen, die kleine Kirche besuchen und sich an einem winzigen Kiosk Süßigkeiten kaufen. Drinnen sitzt eine sehr alte Frau, die mit mir ein Gespräch anfängt, ich verstehe sie nur leider schlecht, da ihre Aussprache und meine Spanischkenntnisse ungenau sind. Immerhin begreife ich, dass sie mich fragt, ob ich einen Stempel möchte – ja! Ich hatte gedacht, die gibt es nur in den Herbergen. Beglückt betrachte ich ihn: die Statue der Virgen mit dem Kind auf ihrem Schoß. Dann merke ich, dass die alte Dame immer noch mit mir spricht und erfasse endlich, dass sie mich fragt, ob sie etwas von meinem Wasser trinken könne, sie habe keins dabei, und es sei so heiß, dass ihre Lippen schon ganz trocken seien.

Erstaunt reiche ich ihr meine Flasche über den Tresen, auch Teilen gehört zum Pilgern, sage ich mir. Allerdings hatte ich eher gedacht, dass die Bevölkerung mit den durchreisenden Pilgern teilt, aber so herum hat es ja auch seinen Sinn.

Danach habe ich die Wahl zwischen einem weiteren steilen, anstrengenden Aufstieg den Jaizkibel hoch oder die harmlosere Variante an seiner Ostflanke entlang – dann würden mir aber „atemberaubende Blicke über die felsige Küste“ entgehen. Doch davon würde mir der Weg in den nächsten Wochen sicher noch viele ermöglichen, also nehme ich gern die linke Abzweigung.

Für den ersten Tag wird aber auch diese Variante zur Herausforderung, denn erstens habe ich stundenlang den Eindruck, das im Tal liegende Irún entferne sich einfach nicht, ich gehe im Kreis drum herum – und zweitens nimmt die stechende Kraft der Sonne einfach nicht ab, dabei ist es schon später Nachmittag. Stunde um Stunde ziehe ich zwischen Unterholz links und trockenem Esskastanien-Wald rechts entlang. Immer wieder raschelt dieses dichte Unterholz plötzlich auf – hier lauern hoffentlich weder bissige Tiere noch Wegelagerer! Mein Herz setzt jedes Mal aus. Der breite Weg teilt die Vegetation großzügig, aber außer mir geht ihn niemand. Die Einsamkeit beunruhigt mich, sie wird unheimlicher. Über Stunden bleibe ich allein, nur manchmal hüpf neben und vor mir ein Rotkehlchen durch die Zweige und beobachtet mich.

Ich gehe und gehe, ich gehe und gehe, müder und mutloser werdend. Irgendwann taucht links plötzlich ein Zaun auf, dankbar grüße ich diesen Beweis dafür, dass hier doch schon mal Menschen gewesen sind, dass hier eine Existenz angepackt wurde. Dieser Beweis bleibt aber isoliert, ich trotte müder werdend weiter und immer weiter, es wird allmählich dämmrig.

Endlich beginnt der Abstieg, und ininigem Abstand unten sammeln eine Frau und ein Kind stumm die Esskastanien auf, die all die

Kilometer den Boden bedecken wie grüne Seeigel. Ich hatte mich schon verwundert gefragt, ob denn niemand sich darum kümmerte. Die beiden sehen arm aus, ein weiteres Kind sitzt am Wegrand und spielt auf einem Handy.

Der Abstieg wird immer steiler und beschwerlicher, meine Füße und Hüften schmerzen schon unerträglich. Erst an erst einzelnen Häusern, dann an mehreren werde ich entlang geführt, dann der Hinweis, eine Albergue sei nur noch 300 Meter entfernt. Leider bin ich so unfassbar erschöpft, dass ich mich gar nicht mehr freuen kann. Zwischen einem Berghang und grauen, engen, verschachtelten Häusern schleppe ich mich entlang, und da ich keine Hinweise mehr finde, fürchte ich, den Weg verloren zu haben – 300 Meter müssten doch schon längst geschafft sein! Es ist inzwischen dunkel geworden und ich habe Angst, meine Beine würden mich nicht mehr weiter tragen, sie zittern schon.

Doch, da vorne, das ist sie tatsächlich: an eine Kirche geschmiegt, ich erkenne sie daran, dass draußen Wäsche hängt und Wanderschuhe an der Mauer lehnen. Einmal herum gehe ich, das bedeutet, steile Treppen wieder HINAUF – oben Licht in der offenen Tür, durch die ein freundlich lächelnder älterer Herr herausschaut. Ich frage nach einem Bett – nein, das tue ihm leid, sie wären voll, sagt er, weiter freundlich lächelnd.

Verzweifelt sinke ich auf die Treppe. Das kann doch nicht sein: Auf dem ganzen zurückgelegten Weg hatte ich nicht einen Pilger gesehen, – wo kommen die denn alle her, meines Wissens gibt es in dieser Gegend nur den einen Camino?? Ich werde wahrscheinlich gleich endgültig kollabieren – jedenfalls bin ich außerstande, noch mit dem Rucksack auf dem Rücken, je wieder aufzustehen, aber dann lande ich ja sicherlich in einem Bett, und sei es in einem Krankenhaus, das ist mir schon egal. Mein Zustand muss tatsächlich besorgniserregend gewirkt haben, denn dieser nette ältere Herr zieht dann seinen ebenso netten älteren Kompagnon zu Rate, und es ergibt sich, dass

man doch noch ein Bett für mich ermöglichen kann. Ich solle nun erstmal in aller Ruhe meine Schuhe ausziehen, meine Stöcke in die Ecke stellen und meinen Pilgerausweis vorlegen. Die Aussicht auf ein Bett und einen neuen Stempel verleiht mir die Kraft, mich doch noch einmal hoch zu quälen, und der zweite Stempel stellt zwei Meerjungfrauen mit verschlungenen Fischschwänzen dar, die ein Wappen mit zwei Ruderriemen halten.

Dann überziehe ich die Matratze und das Kissen mit mir ausgehängten Wegwerfbezügen und schwanke humpelnd in den Keller, wo man seine Sachen waschen und sich duschen kann. Alles Verschwitzte wasche ich und hänge es draußen zu den Kleidungsstücken der anderen Pilger auf die Wäscheleine. Meine zweite Lektion lautet: **Höre auf die Ratgeber und nimm Wäscheklammern mit!**

Dann setze ich mich mit meinem Tagebuch mit Blick auf das nächtliche Städtchen Pasai Donibane auf die Außentreppe. Meine Füße brennen, meine Hüften werden von glühenden Nadeln zerstoichen und mein Rücken ließe sich nur unter grimmigstem Knirschen gerade richten. Ich esse erst einmal eins meiner mitgebrachten Sandwiches und Äpfel. Man sieht die Sterne im schwarzen Himmel, links und rechts lagern andere Pilger, die sich vertraut unterhalten, mit dem Handy beschäftigt sind oder auch Tagebuch schreiben, alles ist friedlich und auf dieser Anhöhe wie entrückt, fast wie in einem Klosterhof.

Unten am Hafenbecken, in dessen völlig stillem schwarzen Wasser sich die Lichter der Stadt spiegeln, singt jemand etwas monoton Schlager. Die einsame Stimme in der endlos scheinenden Dunkelheit lässt mich an Eichendorff denken:

Ein Schiffer nur noch, wandermüd, /singt übers Meer sein Abendlied
/ zu Gottes Lob im Hafen.²

2 Joseph von Eichendorff (1788 – 1857), „Der Einsiedler“

Das Gedicht ist eine Metapher der Phase zwischen vergehendem Leben und Tod. Ich muss weinen, ich bin so erschöpft, allein, in der Fremde, müde, mein Körper tut mir so weh. Damit hatte ich nie gerechnet, dass auch ich, die immer gerne lange Strecken gegangen war, die ihre Schuhe doch eingelaufen hatte, die noch nicht mal einen ganzen Tag gepilgert war, dass trotz allem ich gleich am ersten Abend so ein Wrack sein würde.

In der Herberge spreche ich beim Insbettgehen mit einer jungen Französin, sie ist mit dem Rad unterwegs! Und es gibt Pilger, die haben tatsächlich eine Stirnlampe mit, ein Ausrüstungsteil, das ich plötzlich viel praktischer finde als gedacht. Diese wird benutzt, um spät ins Bett zu gehen und das Aufbrechen im noch Dunklen zu ermöglichen, ohne die Schlafenden durch das Deckenlicht zu wecken. Mich weckt allerdings auch dieses diskrete Licht, zusammen mit dem unvermeidlichen Geraschel und Geschabe des Rucksackpackens, aber das ist nicht schlimm, auch in den kommenden Nächten nie, denn da man erschöpft ist, schläft man wieder ein.

II. Montag, 25.9: Pasai Donibane – Orio

Als ich am nächsten Morgen aufwache, sind die meisten aus dem Zimmer schon fort, das finde ich Neuling verblüffend. Im Nachtoberhemd³ gehe ich hinaus, um meine gewaschenen Sachen hereinzuholen. Dort hängen sie, mutterseelenallein. Das ist dann meine dritte Lektion: **Nimm deine nasse Wäsche nachts von der Leine mit nach drinnen, du weißt nie, wie das Wetter wird.** Sie hängen im Regen.

Ich packe sie nass ein und ziehe die Wechselsachen an, hoffe, so bald ins Trockene zu geraten, dass es nicht zum Schimmeln kommen wird.

3 In einem großen Oberhemd zu schlafen hat den Vorteil, dass man auch außerhalb des Bettes einigermaßen bedeckt und angezogen ist. Finde ich.

Noch eine Spende in die bereitgestellte Schachtel – diese Albergue finanziert sich ausschließlich über Spenden – , dann unterm Regencapelo los. Unten am Wasser muss man eine winzige Fähre nehmen, sie kostet nur 80 Cent. Am anderen Ufer angekommen informieren mich drei deutsche Pilger, dass ich jetzt Richtung Meer gehen müsse, da warten dann 397 Stufen auf mich. Da gebe es auch einen Leuchtturm, den hätten sie damals aber ganz übersehen. Sie hätten diese Etappe letztes Jahr schon mal bewältigt, aber jetzt gingen sie erstmal „ins Dorf“, um zu frühstücken.

Meine Laune ist eigentlich gut, denn ich habe den Schutz des Regencapelo und kann losgehen, auch sind die Schmerzen von gestern fast abgeklungen. Die Stufen zähle ich nicht, den Leuchtturm sehe ich, darüber sogar noch einen. Der Blick von oben hinunter auf Pasai Donibane in seiner geschützten Bucht ist auch in Regenschleiern wirklich schön, und die verregnete Küste auch:



Mein Cape ist leider ein Reinform. Das ist meine vierte Lektion: **Spare nicht beim Regenschutz.**

Wieder begegnet mir auf den nächsten Kilometern kein Mensch. Kein einziger Mensch. Aber Möwen und Rotkehlchen, mit denen teile ich meine letzten Sandwiches, wobei es allerdings schwierig wird, die regenfeuchte Baguette in Stückchen zu reißen, sie ist schon zu einer Art gummiartiger Knete geworden.

Mittlerweile bin ich auch unter dem Cape nass geworden, aber glücklicherweise hellt es sich auf und sogar die Sonne breitet sich aus: Ich kann meine nasse Wäsche zum Trocknen draußen an den Rucksack hängen. Wenn nicht sehr bald meine Füße wieder zu schmerzen angefangen hätten, würde ich vielleicht sogar singend weiterlaufen, aber ich muss die Zähne zusammenbeißen. Auch muss ich erst noch begreifen, dass auf diesem wunderschönen, wilden, ursprünglichen Küstenweg durch Heide, Birken, Felsen, Farne, Steineichen, hoch über dem verheißungsvollen, endlosen Atlantik wirklich außer mir niemand ist. Diese Tatsache verunsichert mich und es schlängelt sich auch ein kleiner dünner Angstfaden in mein Denken hinein, aber dann sage ich mir, dass es völlig idiotisch sei, damit zu rechnen, dass 1. in dieser morgendlichen Einsamkeit (und zuerst ja noch im Regen) ausgerechnet hier jemand lauern sollte, der es 2. auf Pilgerinnen älteren Datums abgesehen hat. Da diese Einsamkeit auch die nächsten Tage und Wochen anhält, gewöhne ich mich im Laufe des Camino an sie.

Weiter läuft der Weg, leer und still, nicht einmal Greifvögel überfliegen ihn und kaum Möwen. Es geht durch karges, aber wohltuendes Gelände, immer wieder tut sich der Blick auf den blau schimmernenden, endlosen Atlantik auf. Rechts und links liegen solide Bauern- oder Ferienhäuser, massiv und asymmetrisch: Der Giebel ist nicht mittig, und das Dach wird einseitig weiter nach unten gezogen, sodass die Garage oder der Schuppen in den Schutz einbezogen wird. Alle haben einen Namen, der aus Kacheln zusammengesetzt am Tor klebt und mindestens ein „x“ enthält. Dazwischen lange Strecken mit saftigen Viehweiden, die sich links wie wellige Matten in Bergänge verwandeln, ein bisschen wie das Voralpenland.

Es entwickelt sich ein dichter werdendes Wäldchen, sogar mit Picknicketischen. Ich denke an meine Kindheit und die meiner Kinder. Unsere Familien-Picknicks hatten auf einer Wiese, einer Lichtung, im Heidekraut, im Schnee oder im Sand stattgefunden, und wir fünf hatten die Freiheit, das Abenteuerliche alle so sehr geliebt. Der Vater hatte sich dann mit so viel Spaß, Freude, Energie und Lachen den Kindern gewidmet. Natürlich gibt es Fotos, aber die habe ich nicht mehr ansehen können.

Der Weg wird breiter und immer deutlicher angelegt, es geht bergab. Plötzlich tut sich in den Bäumen rechts des Weges eine Lücke auf: Eine Bucht erscheint, ein von einer Figur gekrönter Berg und zu einer richtigen Stadt um das blaue Wasser zusammengeschobene zahllose helle Häuser – San Sebastián.

Vor lauter Gucken breche ich mir fast wirklich ein Bein, leider sind diese Wege nämlich nicht zuverlässig eben, und der Regen hat zusätzliche Löcher ausgespült. Ich stolpere heftig und der Rucksack kostet mich beinahe das letzte bisschen Gleichgewicht. Man muss auf dem Camino del Norte den Boden vor sich wirklich grundsätzlich im Blick haben, denn pilgern ist nicht spazieren gehen.

Gespannt und neugierig folge ich dem Weg hinein in die Stadt. Das ist eine ganz neue Erfahrung, dass ich eine STADT in Funktionskleidung, ohne Makeup, ohne Frisur, in Wanderstiefeln, mit Wanderstöcken und Rucksack betrete. Gut, dass ich diesen Rucksack mit der Muschel trage, so bin ich als Pilger kenntlich und also „außen vor“. Es ist überhaupt nicht schlimm, aber ich muss mir diesen neuen Zustand erst einmal bewusst machen. Wie befreiend das ist – auch, dass ich ganz sicher in kein Schaufenster sehen werde, denn nichts in der Welt könnte mich so reizen, dass ich damit das Rucksackgewicht erhöhen würde.

In der letzten Nacht hatte ich aufgeschnappt, dass in San Sebastián kein Bett zu bekommen sei, nirgends, da dort gerade Filmfestspiele

stattfinden. Also brauche ich gar nicht weiter nachzudenken, ich muss durch die Stadt hindurch die Bucht entlang und am anderen Ende wieder hoch gehen. San Sebastián finde ich mit jedem Schritt großartiger, mir gefällt so gut, dass überall Menschen unterwegs sind, Familien, Studenten, Freunde und Freundinnen, Touristen, Schüler und Schülerinnen, Gruppen und Paare jeden Alters – alle lebhaft miteinander sprechend, die Tische vor den Cafés und Bars sind besetzt, überall lebt man den Moment – stark! Und die Menschen, die nicht in Cafés sitzen, die stehen geduldig in langen, langen Schlangen vor irgendwelchen Türen – tja, das Filmfest.

Ich gehe die Concha, die geschwungene Bucht, entlang, überall TV-Senderwagen, Interviews, Schaulustige, Filmteams. Das Klacken meiner Stöcke ist sicherlich störend, ich nehme sie unter den Arm. Der Strand ist vom Wasser so getränkt, dass der Sand von einer hauchdünnen, ganz klaren Wasserschicht bedeckt ist, sodass sich die Gehenden und Stehenden darin spiegeln, wie in den Bildern von Vettriano⁴ – das ist sehr schön! Einige baden, also, das hätte ich auch gerne getan – aber ich habe beschlossen, während des Pilgerns keinen Badeurlaub und auch kein ernsthaftes Sightseeing einzuschieben, ich will wirklich pilgern. D.h., ich will erfahren, was Pilgern wirklich bedeutet, denn darüber weiß ich gar nicht viel – und weil ich nicht viel Vorbereitungszeit hatte, habe ich mich eigentlich auch kaum informiert.

Allmählich ist mein Hunger nicht mehr zu ertragen, also setze ich mich in ein Lokal. Das ist etwas umständlich, da die Stöcke aus der Hand gelegt und auch irgendwo angelehnt werden müssen – dabei natürlich niemandem im Weg stehen dürfen, und da der Rucksack auch abgenommen und irgendwo angelehnt werden muss. Ich habe die nächsten Wochen nicht mehr gezählt, wie oft die Stöcke klappernd auf den Boden rutschten, wie oft der Rucksack umgekippt ist.

4 Jack Vettriano, *1951 in Schottland, britischer Maler.

Am Nebentisch liest ein Mann El País, die Schlagzeile lautet: „La irrupción de la última derecha enturbia la victoria de Merkel“⁵. Na toll.

Dann die Frage, was man mit dem Rucksack macht, wenn man aufs Klo geht – aber ich sage mir gleich das erste Mal für alle Male: Den Rucksack, die wenigen Habseligkeiten eines Pilgers stiehlt keiner – und mache mir ab dann keine Sorgen mehr.

Irgendwann treibt es mich doch weiter, der Weg geht den Rand der Schale, in der San Sebastián liegt, wieder hoch. Und das ist schrecklich. An einem halb gebauten Hotelkomplex vorbei krieche ich in Serpentina einen etwas vernachlässigten Pseudopark hinauf, sehr lange sehr steil. Ich lerne meine fünfte Lektion: **Wenn du eine Bank siehst, setz dich ein Weilchen, die nächste begegnet dir wahrscheinlich erst wieder in 123 km.**

Gefühlte Stunden später wird die Strecke dann mehr oder weniger eben, auch schiebt sich der Atlantik wieder in den Blick. Es geht rechts an einem rosa Hotel vorbei. Merkwürdig ist nur, dass der Weg sich mehr und mehr verweigert, von einem schmaler werdenden Pfad zu einer kaum sichtbaren Spur durch Disteln, Brennnesseln und Farne wird. Ich kämpfe mich durch, bis ich keuchend an einem Zaun lande. Aha, verlaufen. Also zurück, leichte Wut auf mich und auf – hm, alles, aber die Wut funktioniert wie ein Schuss Energie. Zurück an den Mülltonnen vor dem Hotel – aha, ich hätte genauer hinschauen müssen: links am Hotel vorbei! Cordula Rabe hatte zwar geschrieben. „...Hotel Leku, wo wir rechts auf der Straße weitergehen...“, aber man muss eben auch genau lesen und vor allem auch mitdenken!

Es geht durch eine kleine Siedlung von Reihenhäuschen, mitten an der links sich hinziehenden Mauer lässt mich plötzlich eine alte

5 „Das Eindringen der Ultrarechten trübt Merkels Sieg“.

Holzkommode innehalten, auf ihr große blaue Wasserflaschen, ein Stempelkissen + Stempel, daneben ein Stuhl, darüber in Gelb an die Wand gepinselt: Santiago 795 km und „ultreia“⁶. Außerdem liegt ein mehrsprachiger Zettel in Klarsichthülle aus: „Kein Geld bitte“ heißt es auf Deutsch, und ein weiterer Text, der den Pilger darüber informiert, dass dieses von jemandem gestiftet wurde, der selbst einmal gepilgert war. Mittlerweile werde ich seit Kilometern von meinen Schmerzen geplagt, ich sinke glücklich auf den Stuhl und freue mich voller Dankbarkeit über dieses kleine Freiluftzimmer. Den Stempel bekommt der Pilgerausweis natürlich, leider kann man auf ihm nur eine Muschel erkennen, sonst nichts. Schade.

Weiter geht es, gehe ich. Die baskische Landschaft hier ist etwas seltsam, rechts sieht man immer wieder den unendlichen Atlantik, aber man selbst befindet sich sehr weit oben darüber auf einer Art Platte, wie gesagt, wie Alpenvorland, grüne, saftige Wiesen, Weiden mit Kühen, wenige Häuser, Obstbäume. Die Menschen hier leben so nahe am Wasser, aber eben auf einem hohen Steilufer, das heißt, so einfach mal baden, wenn es heiß ist, das geht nicht. Dazwischen passiert man auch wunderschöne Abschnitte ohne jede Zivilisation, Birken, Heide, Einsamkeit, der Weg besteht aus uralten Pflastersteinen, man glaubt sich in einer Zeit vor dieser Zeit. Wie freue ich mich, als ich auf einem dieser Steine plötzlich einen kleinen gelben Pfeil entdeckte – jemand hat auch hier an die Pilger⁷ und ihr Bedürfnis nach Zuspruch gedacht.

Auch in der größten Einsamkeit ist man auf dem Camino eben nicht allein! Wieder begegnen mir Rotkehlchen, sie hüpfen eine Weile vor mir her, rechts und links im Unterholz, dann warten sie und beobachten mich. Das freut mich sehr, gerne nehme ich das als Zeichen – aber dann überlege ich, dass Rotkehlchen vielleicht nur besonders

6 Baskisch für „guten Weg“.

7 Ich schreibe dieses Buch vor allem für Frauen, dennoch mache ich es mir um des Leseflusses aber meist einfach und schreibe von „Pilger“ und „Pilgern“. Hoffentlich haben Sie Verständnis, liebe Leserin, lieber Leser!

Asturien

XI. Mittwoch, 4.10.: Colombres – Ribadesella

Colombres ist ein merkwürdiger Ort, er liegt auf einer Anhöhe mit üblichem Ortskern, überraschend stattlichem Park, einigen Americano-Villen, weiten Outskirts, aber mir erschließt sich nicht, was genau der Ursprung dieser Siedlung ist. Weder gibt es hier einen Fluss – geschweige denn den Atlantik – noch sehe ich irgendwo Unternehmen oder Fabriken oder andere Arbeitsplatzangebote. Dadurch hat Colombres für mich etwas Geheimnisvolles, als wäre seine wahre Wirklichkeit nur Eingeweihten sichtbar.

Der lange Weg führt stetig hinunter, im Morgengrauen oder besser Morgenrosa fangen die umliegenden Anhöhen an, langsam aufzuwachen, die Stimmung ist freundlich und sanft, um mich herum alles ganz still. Unten, an der Schnellstraße angelangt, geht es am Bahnhof von Colombres vorbei – es sieht aus, als sei der letzte Zug hier noch mit einer Dampflok vorne dran vorbeigeschnauft – dann kommt irgendwann eine Bar, das erfreut mein Pilgerherz und ich kehre erstmal für mein übliches Frühstück ein.

Endlich wieder TV, ich erfahre, dass Piqué sich Ärger eingehandelt hat. Als wahrer Katalane hat er natürlich für die Unabhängigkeit gestimmt, und nun hat ein Mannschaftskamerad der spanischen Nationalmannschaft ihm offensichtlich nahegelegt, diese zu verlassen – oder so ungefähr. Mir dämmert, was mit einer möglichen katalanischen Unabhängigkeit alles zusammenhängt. Jedenfalls hatte Piqué das wohl nicht gedämmert, aber der Trainer oder der Rest der Mannschaft hat glücklicherweise beschwichtigt, und nun trainieren sie ganz einträchtig für das Länderspiel gegen Albanien übermorgen. Die Idee, dass Katalonien eine eigene Nationalmannschaft ins Leben ruft, ist ja völlig absurd. Ob sich die Katalanen das alles vor der Wahl wirklich überlegt hatten?

Der spanische König hat nun das Wort ergriffen, und zwar für ein vereintes, demokratisches und gesetzestreues Spanien. Er trägt einen Bart, eingeblendet werden auch Treffen mit Rajoy, da ist Felipe aber noch bartlos – oder schon wieder? Das ist typisch für das spanische Fernsehen, es wiederholt immer und immer wieder dasselbe Pot-pourri aus Bildern, Kurzfilmen und Nachrichten, ganz selbstverständlich ist auch etliches älteres Material darunter. Mir ist das sehr recht, denn unten läuft meist der Text mit, so verstehe ich viel mehr. Puigdemont und sein beliebter Mitstreiter erscheinen auf dem Weg ins spanische Parlament – ich könnte schwören, dass aus den Gesichtern der beiden Männer vor allem schlechtes Gewissen spricht, modifiziert von Trotz. Und Rajoy taucht eigentlich erst jetzt auf, nachdem es den Eklat mit der spanischen Polizei gab, die in Katalonien mit furchtbarer Härte gegen die Wahlhelfer und Wähler vorgegangen ist. Nun gibt es Bilder, in denen das Hotel angegriffen wird, in dem diese Polizisten untergebracht worden waren. Beim Abreisen wurden die Beamten ebenfalls angegriffen. Das war gestern, heute gibt es Bilder von Menschen in Katalonien, die diesen Polizisten mit Blumen und Geschenken dafür danken, dass sie – wahrscheinlich Schlimmeres verhindert haben, denke ich mir, Alles verstehe ich eben leider nicht. Rajoy scheint mir nicht genau zu wissen, was er nun eigentlich tun soll, seine Körpersprache ist verhalten und lahm, sein Blick gleitet immer wieder ins Leere, sein Sprechen klingt eher monoton als energisch.

Weiter geht es durch ein Dorf, ein kleiner Garten wird fast gesprengt von einem darin liegenden Fischerboot mit einem Jesusbild an die Kajütenwand gemalt, wie eine überdimensionale Oblate.

Ich muss wieder unter der Autobahn entlang, das mag ich überhaupt nicht. Im engen Tal unter dem Viadukt liegt ein wunderschönes altes Holzhaus in einem Garten, als wäre hier Kanada und jemand habe sich seinen Autarkie-Traum erfüllt. Über diesem Traum liegt nun ständiger Schatten und ständiger Lärm, fahren ständig Tausende Fahrzeuge hin und her.



Ich lande an der nächsten Straße, wie viele in der Nähe der Autobahn ist auch diese fast unbefahren. Ein Jogger kommt mir auf diesem Asphalt entgegen. Dann überholt er mich von hinten. Dann kommt er mir wieder entgegen, dann überholt er mich wieder – warum immer hin und her, die Straße ist doch lang genug? Ich biege bei Buelna ab an die Küste, und jetzt führt der Weg den bis jetzt aller-, allerschönsten Abschnitt des Camino del Norte entlang, und die Sonne ist auch herausgekommen!

Im warmen Sonnenlicht folge ich erst fast ungläubig, dann nur noch glücklich dem Sandweg durch Gras, Farne, Kiefern und kleine Birken die Küste entlang. Ginster, Habichtskraut, Flockenblumen säumen blühend die sanften Windungen, Schmetterlinge gaukeln über der Stille, auf den Wiesen rechts und links grasen Kühe. Eidechsen sehe ich. Sie sonnen sich auf den weißen Steinen, die die grünen Flächen sprenkeln. Ein Neuntöter sitzt auf einem Zweig und fliegt erst fort, als ich ihn schon fast erreicht habe. Jede Wegbiegung schenkt einen neuen Blick in eine weitere der überwältigend schönen

Buchten: Heller, unberührter, glatter Sand wird vom Wasser überspült und spiegelt den blauen Himmel, schwarze glänzende Felsen umrahmen diese Verstecke schützend. Das Meer schickt unaufgeregt Wasserfächer mit ihren Schaumrändern herein, lässt den Sand schimmern, nimmt sie entspannt wieder hinaus, schickt sie dann friedlich wieder herein. Flachere schwarze Felsen liegen im Sand wie uralte Schildkröten, wie Tatzen, wie Riesenonyxbrocken. Aus dem Meer erheben sich seltsam geformte Einzelfelsen, ein Spitzmorchel, ein Personendampfer, zwei Sandrosen. Alles ist so gelassen, ewig, einsam, vollkommen.

Schöner geht es nicht, denke ich selig.

Ich lege mich ins Gras und habe das Gefühl, ich gehe ein in diese Landschaft. Es ist heiß, zeitlos, still. Alles ist und nichts.

Irgendwann höre ich von fern Sprechen, es wird stetig lebhafter und lauter. Eine Gruppe Spanierinnen wird sichtbar, nähert sich in angeregteste, eifrigste Unterhaltung vertieft. Schon pilgern sie zügig an mir vorbei. Dann kommt Josh heran, mit Kopfhörern auf den Ohren und flotten Schrittes. Ich bin beeindruckt, trotz der ausgiebigen Hüttengaudi gestern Abend ist er heute offensichtlich wieder fit. Schon ist auch er hinter der nächsten Wegbiegung verschwunden.

Auch ich stehe dann wieder auf und pilgere weiter.

Der Weg entfernt sich allmählich etwas von der Küste, es geht durch ein Wäldchen, man überquert den grün schimmernden, verträumten Rio Purón, Picknickgelegenheiten locken, der Wald spendet praktisch bis Andrín willkommenen Schatten.

In Andrín esse ich mit Thunfisch gefüllte Zwiebeln, sie schmecken großartig. Die beiden Frauen, die das Restaurant führen, sind sehr lieb und fürsorglich zu mir, die eine nimmt sogar meine Wasserflasche und füllt sie mir einfach so wieder auf. In dem Restaurant saß



Autorenprofil

Caroline Steiner, Jahrgang 1958, lebt in Schleswig-Holstein. 2012 wurde ihre vermeintlich sichere Existenz durch einen Schicksalsschlag von einem auf den anderen Tag zerstört. Unter jahrelangen, zermürenden Anstrengungen gelang es ihr, das eigene Leben und das ihrer drei Kinder aus der Katastrophe herauszuführen, was jedoch zu ihrem physischen Zusammenbruch führte. Am Ende, wie sie war, hoffte sie irgendwie, irgendwo auf einen neuen Anfang. Mit diesem Motiv begann Frau Steiner ihren Pilgerweg von Irún nach Santiago.

Die vier Wochen in Spanien entpuppen sich als tägliche Herausforderung, als großes Abenteuer, als eine Zeit voller Überraschungen. Ehrlich, mit viel Sensibilität und präziser Beobachtungsgabe schildert Caroline Steiner ihren Weg in ein neues Leben, und nicht zuletzt ihre Bereitschaft, sich zu freuen und wieder zu lachen, machen dieses Buch zu einer ungewöhnlich spannenden und berührenden Lektüre.